

## **Laudatio auf Haifa al-Mansour und Ja'far Panahi anlässlich der Verleihung des 6. Immanuel-Kant-Weltbürger-Preises**

**am 1. Oktober 2016**

Überraschender hätte die Wahl der diesjährigen Träger des Kant-Weltbürgerpreises kaum ausfallen können. Iran und Saudi-Arabien und überhaupt der Nahe Osten gelten in der Wahrnehmung einer breiten Öffentlichkeit nicht nur in Deutschland nicht gerade als Räume, in denen das Licht kantischer Rationalität, Aufklärung, Toleranz und Friedensordnung besonders hell leuchtete.

Es zeugt wahrlich von weltbürgerlichem Weitblick, das Augenmerk auf die Nachbarschaft Europas zu lenken, die im Augenblick eine dramatische Krise durchläuft. Viele Beobachter vergleichen den Nahen Osten mit der Zeit des 30-jährigen Krieges in Europa. Innerstaatliche Unterdrückung, kriegerische Konflikte, Instrumentalisierung der Religion, massive äußere Einmischung – Opfer sind die Menschen, die millionenhaft fliehen.

Welch ein Optimismus der Jury, in diesem Dunkel das Licht zu suchen; wir bewundern ihren Scharfblick, es in unseren Preisträgern gefunden zu haben. Es sind Lichter, die das Ende des Tunnels wenigstens erahnen lassen.

Ja'far Panahi lebt in der Islamischen Republik Iran; Haifa al-Mansour ist Bürgerin Saudi-Arabiens. Beide Staaten könnten unterschiedlicher nicht sein, obwohl sie, getrennt durch den Golf, Nachbarn sind. Iran ist ein uraltes Land; es hat unterschiedliche Kulturen und Religionen gesehen; seit mehr als 500 Jahren ist es vom schiitischen Islam geprägt. Saudi-Arabien entstand in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts; vom Beginn an war es durch den konservativen sunnitischen Islam der Wahhabiyya geprägt. Die Tatsache, dass die Städte Mekka und Medina auf seinem Boden liegen, gibt der Staatsführung und Gesellschaft eine besondere religiöse Prägung.

Beide Staaten haben im 20. Jahrhundert unterschiedliche Wege eingeschlagen: Iran hat zwei Revolutionen gesehen; beide hatten dasselbe Ziel: die Dominanz der westlichen Großmächte abzuschütteln und konstitutionelle, ja demokratische Formen der Regierung zu etablieren. Die erste (1905-1908) mündete nach Irrungen und Wirrungen in der Errichtung der Herrschaft der Pahlawi-Dynastie; die zweite (1978/79) war das Vorspiel zu der Errichtung einer Islamischen Republik. Nach dem von Ayatollah Khomeini eingeführten Prinzip der „Herrschaft des anerkannten Gottesgelehrten“ (persisch: vilayat-e faqih; arabisch: vilayat al-faqih) obliegt dem religiösen Führer und der hohen schiitischen Geistlichkeit die Führung in Staat und Gesellschaft.

Die Geschichte Saudi-Arabiens verlief ohne die Brüche, die die Geschichte Irans kennzeichnen. Sie hat aber auch nicht den weiten historischen Horizont. Zwar war das Königreich seit seiner Gründung (1932) Teil der arabischen Welt, die sich zwischen dem Irak im Osten und Marokko im Westen in einem Aufbruch und Umbruch befand. Das Königreich aber schottete sich ab; und die Stürme in der arabischen Welt gingen an ihm vorbei. König Abd al-Aziz ibn Sa'ud, der Staatsgründer, übte bis zu seinem Tod (1953) eine absolute Herrschaft aus; bis in die Gegenwart liefert das wahhabitische theologische Establishment mit seiner konservativen sunnitischen Interpretation des Islams die ideologische Grundlage der Herrschaft.

An einem Punkt freilich berühren sich die Geschicke beider Länder: Das Erdöl – und seit einer Reihe von Jahrzehnten auch das Erdgas - sind die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz. Dieser Tatbestand aber hat auch den politischen und gesellschaftlichen Raum bestimmt – dies in doppelter Weise: Nach innen hatten und haben die Herrschenden die Mittel an der Hand, ihre Position auf ein aus den Erdöleinnahmen akkumuliertes Fundament zu stellen. „No taxation without representation“, das ist die Grundformel der Demokratie. Aber wo keine Besteuerung stattfindet, wo die Einkommen des Staates aus einer Öl-Rente fließen, kann der Bürger auch keine Forderung geltend machen, an dessen Regierung teilzuhaben.

Die Frage aber, ob das Öl Fluch oder Segen für die Gesellschaften des Nahen Ostens war, stellt sich auch in einer breiteren Perspektive. Die Einbindung in die Weltwirtschaft beinhaltete von Anfang an einen Zusammenstoß zwischen politischen und kulturellen Ordnungen. Wirtschaftliche Entwicklung war nicht

zu haben ohne Anpassung. Was unter dem Stichwort der „Modernisierung“ so technokratisch daherkam, war ein dramatischer Zusammenstoß überkommener Ordnungen und kultureller Traditionen mit den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen „Errungenschaften“ der Mächte, die das Marktgeschehen bestimmten. Diese „Errungenschaften“ hatten einen Namen: „der Westen“. Bedeutete Modernisierung Anpassung und Selbstaufgabe? Wie war das Überkommene zu bewahren? Für islamisch geprägte Gesellschaften war dies wesentlich die Frage nach dem Platz der Religion. War Modernisierung gleichbedeutend mit Säkularisierung? Bedeutete Säkularisierung sogar das Verschwinden der Religion?

Ein iranischer Intellektueller, Dschalal Al-e Ahmed, hat diesen Zusammenstoß als „ghargzadegi“, als das „Geschlagensein vom Westen“ bezeichnet. Dieses Wort könnte auch über der Befindlichkeit weiterer Teile der arabischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert stehen. Was sind die Optionen, die dem Geschlagenen bleiben: Die kemalistisch-türkische Hingabe an das westliche säkulare Muster? Auch die Pahlawi-Dynastie in Iran hat diesen Weg beschritten. Ebenso - wenn auch in weniger radikaler Form - arabische Eliten in Nordafrika und im Nahen Osten. In der Gegenwart scheint der gewalthafte Kampf für die göttliche Ordnung auf Erden, die „hakimiyyat Allah“ eine Option.

In Iran hat das Volk eine Revolution gemacht und einen Herrscher, der als eine Marionette Amerikas erschien, gestürzt. Herausgekommen ist eine „Islamische Republik“, eine Synthese zwischen einer republikanischen, also modernen, dem Volkswillen verpflichteten Ordnung in schiitisch-islamischen, der Tradition verpflichteten Koordinaten. In Saudi-Arabien stemmt sich vor allem das religiöse Establishment gegen den Wandel. Aber die Auseinandersetzung zwischen den auf Wandel drängenden und den beharrenden Kräften der überkommenen Ordnung hat auch dort längst begonnen und gewinnt an Dynamik.

Dies sind die Hintergründe, vor denen wir unsere Preisträger verorten: In ihren Filmen, „Wajda“ von Haifa al-Mansour und „Taxi Teheran“ von Ja'far Panahi. Nicht die große Politik wird thematisiert. Im Mittelpunkt stehen Menschen mit ihren Kümernissen und Hoffnungen; den Listen aber auch, mit denen sie in ihrem täglichen Leben den Begrenzungen zu entkommen suchen, die ihnen durch enge Tradition oder politische Schikanen gesetzt sind. Keine radikalen

Proteste, sondern Äußerungen eines Unbehagens; Fingerzeige in die Richtung auf Veränderung.

Wie in Europa haben in Iran und bei den arabischen Völkern Proteste, Veränderungen und Wandel in zwei Gattungen der Kunst und Literatur ganz besonders eindringlich ihren Niederschlag gefunden: der erzählenden Prosa, also dem Roman und der Novelle; und - in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts – des Films. Zentrum des literarischen Schaffens im arabischen Raum nach dem 1. Weltkrieg war zunächst Ägypten. Das Land war nach der Besetzung durch England 1882 nur noch nominell Teil des Osmanischen Reiches gewesen und hatte aus Europa kommenden Ideen und Kunstformen relativ breite Spielräume der Entfaltung geboten. So ist es kein Wunder, dass der einzige arabische Träger des Nobelpreises für Literatur ein Ägypter ist: Naguib Machfuz im Jahr 1988. Seither hat eine literarische Explosion den arabischen Raum erschüttert. In seiner erzählenden Literatur ist dieser nicht der öde Raum, als den ihn die arabische Politik bisweilen erscheinen lässt. Frauen exponieren sich als Autorinnen in der Gegenwart mit hohem kritischem Profil. In ihren Romanen fallen Tabus, die die Gesellschaft über Jahrhunderte gefesselt haben. Wenn Verbote verhängt werden, finden sich Wege und Orte, an denen ein Manuskript veröffentlicht werden kann. Die Literatur in Nordafrika kommt aus Frankreich in französischer Sprache, wenn das Publizieren in Arabisch nicht möglich oder nicht gewollt ist.

Saudi-Arabien ist nicht der Ort, an dem kritische Literatur en vogue ist; das wird nicht verwundern nach dem, was zuvor gesagt wurde. Aber außerhalb des Landes wurde viel Kritisches geschrieben. Am bekanntesten wohl das vielbändige Panorama, in dem Abd ar-Rahman Munif den Einbruch beschreibt, der mit dem Eindringen der Ölwirtschaft in Saudi-Arabien verbunden war. Der dem Roman „Salzstädte“ vorangestellte Spruch konnte schwerlich den Beifall der Herrschenden finden: „Salzstädte sind Siedlungen, die keine dauerhafte Existenz ermöglichen. Wenn Wasser eindringt, lösen schon die ersten Wellen das Salz auf, und diese großen gläsernen Städte versinken im Nichts“.

Iran hat eine lange Tradition des epischen Erzählens. Die Gerechtigkeit des Herrschers ist ein Thema, das die Dichter umgetrieben hat. Durch die Jahrhunderte haben die Iraner mit ihren großen Dichtern gelebt – den Lyrikern und den Epikern. In der Geschichte von Unterdrückung und Gewaltherrschaft

war die Dichtung das Licht des Volkes. Im 20. Jahrhundert hat der Roman das Epos abgelöst. Neben der Flucht aus der Welt – etwa bei Irans wohl bekanntestem Erzähler, Sadek Hedayat - ist das Leiden an Unterdrückung und Entfremdung ein anderes großes Thema zeitgenössischer Autoren – so bei Mahmud Doulatabadi. Wie ihre arabischen Kollegen mussten auch iranische Autoren mit Verboten leben. Viele kritische Erzählungen kursierten heimlich oder wurden im Ausland publiziert. Für die starke Verbundenheit der Iraner mit der Literatur stehen der Mut und die Nachdrücklichkeit, mit der sich ein selbstbewusster Schriftstellerverband immer wieder zu Wort meldet. Dabei geht es um die Freiheit der Literatur ebenso wie um die Freiheit des Schriftstellers von Schreibe- und Verbot und Gefängnis.

Gleichwohl – die Literatur als Ausdruck von Ideen, Kritik und von der Befindlichkeit der Menschen in ihrer Gesellschaft findet nur ein begrenztes Publikum. Der Film hat eine ungleich größere Verbreitung und stärkere Wirkung. Das gilt sowohl für Iran als auch für zahlreiche arabische Länder – Saudi-Arabien freilich hat hier noch einen langen Weg zu gehen. Das iranische Publikum verehrt seine großen Filmemacher wie Heilige. Am 7. Juli dieses Jahres starb Abbas Kiarostami, einer der bedeutendsten Regisseure des künstlerischen Films in Iran. „Trauer liegt auf den Schultern der Stadt“ titelte seinerzeit die in Teheran erscheinende Tageszeitung „Schahrwand“. Mehrere Tausend Bewunderer des Filmemachers nahmen an der Trauerfeier teil. Mit Stolz reagieren die iranischen Fans auf die Erfolge iranischer Filme bei zahlreichen internationalen Wettbewerben im Ausland. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite wird in der Tatsache deutlich, dass Ja'far Panahi heute nicht anwesend sein kann, um den Preis persönlich in Empfang zu nehmen. Er hat Reiseverbot. Denn den konservativen Kreisen im politischen System der Islamischen Republik ist jeder Film verdächtig. Sie wollen eine positive Botschaft, die das System vorbehaltlos bejaht. Die Sorgen der Menschen, das Private, das außerhalb der Sphäre des Religiösen liegt, die Flucht aus der Öffentlichkeit in das Intime, die Distanz zu den Parolen der Regierenden – all dies erscheint ihnen subversiv. Es erscheint ihnen als Versuch, das Fundament des religiös geprägten Systems zu unterminieren. Auch könnte mit dem Film Gedankengut aus dem Westen, namentlich aus den USA, dem „großen Satan“, importiert werden. Panahis Filme, so auch sein Film „Taxi Teheran“, sind Beispiele dafür. Zensur, Berufsverbote, Gefängnis, Ausreisesperren sind die

Reaktion. Dies auch dann, wenn die Filme heiter daherkommen – wie „Taxi Teheran“ oder – noch lustiger – „Offside“; ein Film der davon handelt, wie junge Frauen entgegen dem Verbot versuchen, sich in das Stadion zu schleichen, um das Fußballspiel Iran gegen Bahrain zu sehen. Wie unterschiedlich die Wahrnehmung zwischen dem Filmemacher und dem Publikum auf der einen und den Vertretern des Regimes auf der anderen Seite sein kann, zeigte seinerzeit auch der Fall des mit der Goldenen Palme in Cannes ausgezeichneten Films „Der Geschmack der Kirsche“ von Kiarostami. Er erzählt von einem Iraner, der Selbstmord begehen will und nach jemandem sucht, der seinen Leichnam begräbt. Aus der Sicht des Regisseurs ist der Film ein Loblied auf das Leben; in konservativen Kreisen in Iran wurde er dagegen offiziell als Ermunterung zum Suizid gedeutet und als schädlich abgelehnt. So gab es unter ihnen auch kaum Reaktionen auf den Tod von Kiarostami.

Auch im arabischen Raum findet der Film großes öffentliches Echo. Insbesondere ägyptische Filme haben hohen Unterhaltungswert und finden überall Verbreitung. Aber auch der arabische Film kennt die kritische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft. Saudi-Arabien bildet noch eine Ausnahme; in dem vom wahhabitischen Islam geprägten Land ist der Film als Kunstform und als Medium kritischer Auseinandersetzung mit Politik und Gesellschaft noch nicht wirklich akzeptiert. Öffentliche Kinos gibt es nicht; wer ins Kino gehen will, muss sich in die benachbarten kleinen Emirate begeben. Dabei waren mit der Erschließung des Landes durch amerikanische Ölgesellschaften seit den dreißiger Jahren durchaus Kinos ins Land gelangt: Von Anfang an aber waren sie dem religiösen Establishment ein Dorn im Auge – wie alles, was nicht im Koran oder mit konservativ-islamischen Traditionen im Einklang steht. Der Öffnungsprozess des Landes verlief dornig: und was aus „dem Westen“ kam, stieß auf Zurückweisung. Die Einführung des Fernsehens bedurfte des nachdrücklichen Einsatzes von König Faisal. Als dieser 1974 ermordet und 1979 die Große Moschee in Mekka von wahhabitischen Fanatikern besetzt wurde, die auch das Königshaus des Verrats und des Abfalls vom wahren Islam bezichtigten, reagierte der Staat auf Druck der Theologen defensiv; das Land verschloss sich wieder. Symbolisch stand dafür auch das Verbot, öffentlich ein Kino zu betreiben. Filme konnten nur noch in den eigenen vier Wänden gesehen werden.

Haifa al-Mansour hat mit „Wajda“ eine kleine Revolution vollbracht. Mit Recht wird immer wieder die Tatsache unterstrichen, dass es sich bei dem Film um den ersten vollständig in Saudi-Arabien gedrehten Spielfilm handele. Wenn das Mädchen Wajda am Ende des Films auf dem grünen Fahrrad, das sie sich so lange gewünscht hat, ins Land hinausradelt, dann ist zu erwarten, dass Frauen in Saudi-Arabien bald auch werden Auto fahren dürfen. Das Geld für das Fahrrad hat Wajda von ihrer Mutter bekommen; eine Geste der Auflehnung dagegen, dass ihr Mann, der Vater des Mädchens, sich ohne ihr Einvernehmen eine zweite Frau nimmt. Und eine subtile Kritik an der Tradition. Wie „Taxi Teheran“ auch ist „Wajda“ ein gesellschaftskritischer Film.

Bei allen Unterschieden zwischen den historischen, politischen, gesellschaftlichen, und kulturellen Gegebenheiten in Iran und Saudi-Arabien haben die beiden Filme viel Gemeinsames. Zum einen den Verzicht auf die dramatische revolutionäre Geste. Die Botschaft kommt sanft daher; und es werden nicht die großen Forderungen nach einem fundamentalen Wandel des Regimes oder des politischen Systems gestellt. Der tiefe Schmerz – zum Beispiel der Mutter Wajdas über die Zweitfrau ihres Mannes – kommt fast lautlos, aber gleichwohl unüberhörbar daher. Und die Probleme der Passagiere des Taxis haben auch eine heitere Pointe. Panahis Film „Offside“ ist zum Umfallen komisch und beinhaltet gleichwohl ein starkes und nicht zu überhörendes Argument für die Gleichheit an Würde und Rechten der Frau und des Mannes. Dahinter steht die Überzeugung, dass nach Lage der Dinge umstürzlerische Forderungen zwecklos sind, ja dass sie in die Hände der Hardliner spielen und die Systeme eher noch verfestigen würden. Der Wandel kommt eben auf Taubenfüßen. Und die bestehende Ordnung wird nicht vollständig verworfen; sie trägt auch akzeptable Züge. Auch die Proteste der Grünen Bewegung in Iran von 2009, die Panahi unterstützt bat, forderten Reformen und nicht den radikalen Regimewandel.

Gemeinsam ist unseren beiden Preisträgern auch der Focus auf der Rolle der Frauen: Sie stehen in beiden Gesellschaften, der saudischen und der iranischen, vor besonderen Herausforderungen. Sie müssen sich in Umfeldern behaupten, die männlich dominiert sind. So ist bemerkenswert, das „Wajda“ von einer Frau gedreht wurde. (Auch in Iran spielen Frauen in der Filmkunst eine große Rolle.) In „Wajda“ geht es um Themen, die spezifisch Frauen betreffen: Nach den in Saudi-Arabien geltenden islamischen Moralvorstellungen dürfen diese nicht

Fahrrad fahren. Das gilt auch für Iran (wo sie freilich im Unterschied zu Saudi-Arabien Auto fahren dürfen). Und es bedeutet eine Auflehnung, dass Wajdas Mutter, die hinnehmen muss, dass ihr Ehemann eine zweite Frau heiratet, den Wunsch des Mädchens erfüllt und ihr ein Fahrrad schenkt. Panahi lässt eine bekannte Frauenrechtlerin, Nasrin Sotudeh, auf dem Weg zu einer Mandantin in sein Taxi einsteigen. Diese hatte mit Freundinnen ein Volleyballspiel ansehen wollen und sitzt deswegen in Untersuchungshaft. Tatsächlich engagieren sich in Iran viele Frauen für die Verwirklichung der Menschenrechte und tragen Kämpfe aus, die sie selbst gefährden. Shirin Ebadi ist dafür 2003 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden. Dass sie bei der Preisverleihung kein Kopftuch getragen hat, ist bei den Konservativen in Iran auf Kritik und Empörung gestoßen. Gegenwärtig lebt sie in England. Und jenseits des Films lässt ein Blick in die iranische und in die arabischen Gesellschaften – auch die saudische – erkennen, dass die Frauen Träger des Wandels sind; haben sie doch mehr zu gewinnen als Männer. Den Weg über die Bildung, der ihnen geöffnet ist, haben sie längst eingeschlagen. Die Verwirklichung von Frauenrechten ist der Maßstab für das Ausmaß des Wandels in beiden Gesellschaften.

Die Zukunft islamischer Gesellschaften gehört wesentlich den Frauen. Sie gehört aber auch den Kindern (wiederum dem weiblichen Teil unter ihnen). Auch darin sind sich Haifa al-Mansour und Ja'far Panahi nahe. Panahis Nichte, die er im Taxi von der Schule abholt, soll als Hausaufgabe einen Film drehen. Und während sie vom Wagen aus Aufnahmen macht, räsoniert sie über die Einschränkungen, die die islamische Moral den Filmemachern auferlegt. Und die Mutter von Wajda beschenkt ihre Tochter mit dem „unsittlichen“ Fahrrad in der Überzeugung, dass sie als erwachsene Frau einst in einer Gesellschaft leben wird, in der nicht länger überkommene Moralvorstellungen der Anerkennung der Würde der Frau – auch mit Blick auf die Mehrehe - entgegen stehen.

Noch etwas haben beide Preisträger gemeinsam: Sie kommen aus tief widersprüchlichen Gesellschaften. Ja, Tatsache ist, dass die Zahl der Hinrichtungen in Iran pro Jahr die zweithöchste in der Welt ist. Auch in Saudi-Arabien sind Hinrichtungen – auch öffentliche – an der Tagesordnung; und es werden Menschen, Männer wie Frauen, die gegen eine sogenannte „islamische Moral“ verstoßen haben, unwürdig ausgepeitscht. Aber zugleich hat der Wandel längst begonnen. Ihre Filme wären gar nicht möglich gewesen ohne Freiräume im politischen und gesellschaftlichen Raum, ohne die es



unmöglich ist, sie zu drehen. In Iran ist die Schlacht um die Freiheit der Kunst in vollem Gange. Während die Konservativen den Tod von Kiarostami tot zu schweigen bemüht waren, twitterte Staatspräsident Ruhani, Kiarostami habe in seinem Werk zu Frieden und Freundschaft aufgerufen. „Seine tiefsinnige und unkonventionelle Einstellung ...wird uns immer in Erinnerung bleiben.“ Und Kulturminister Ali Dschannati bezeichnete den Filmemacher als „einen Avantgardisten mit dem Anspruch eines Humanisten und Moralisten“. Und so verstehen wir die Tatsache, dass Ja'far Panahi heute nicht bei uns in Freiburg sein kann, nicht als Ausdruck eines Verdikts der iranischen Gesellschaft gegen ihn und sein Metier, sondern als Teil eines anhaltenden Ringens um die Zukunft Irans, das alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens, und ganz besonders auch das künstlerische Schaffen erfasst hat.

Eine Frage wird im Hintergrund sichtbar, nicht aber offen und direkt aufgeworfen: Die Frage nach der Rolle der Religion in der Gesellschaft. Die Antwort darauf aber ist für die Zukunft beider Gesellschaften, der iranischen wie der saudi-arabischen – und darüber hinaus weiter Teile der islamischen Welt insgesamt – wesentlich. In Panahis Film erscheinen die Menschen seltsam „verrutscht“. Sie scheinen als jemand zu handeln, der sie aber eigentlich nicht sind: Beginnend beim Taxifahrer selbst, der eigentlich ein Filmemacher ist. Was ist die Ursache, dass sie zum Außenseiter geworden sind? Haben sie als Bürger ein Problem in einer Republik, die sich in religiöser Dimension legitimiert? Eine launige Antwort könnte man in Gestalt der beiden Frauen sehen, die ein Goldfischglas transportieren und in der Zwangsvorstellung leben, sie müssten sterben, wenn ihre zwei Fische nicht bis zwölf Uhr zur Ali-Quelle gebracht sein würden. Und im Kern der Ausführungen der redseligen Nichte des Taxifahrers – also Panahis -selbst – wird ganz naiv die Unvereinbarkeit einer staatlich verordneten islamischen Moral mit einem guten Film angesprochen. Haifa al-Mansoor wird deutlicher: Der Wunsch Wajdas, ein Fahrrad zu besitzen, ist bestenfalls unschicklich. Indem ihre Mutter aber ihr ein Fahrrad schenkt, verstößt sie gegen ein Gebot, das aus der Religion abgeleitet wird. Dies als Protest gegen die zweite Eheschließung ihres Mannes, die ihm vom Gesetz eben dieser Religion gestattet ist.

Während Friedrich II. von Preussen im Europa der Aufklärung mit seinem Freund Voltaire über die Religions- und Meinungsfreiheit parlierte und das rückständige Agrarland radikal reformierte, galt in seinem Königreich weiter

die Leibeigenschaft, und straffällige Soldaten wurden beim Speißbrutenlaufen zu Tode gehetzt. Während in Saudi-Arabien noch Blogger demütigend gezeißelt und Menschen öffentlich hingerichtet werden, studieren jährlich zehntausende junger Saudis – Frauen wie Männer - an ausländischen Universitäten (in Deutschland sind es gegenwärtig 2000), haben Frauen jüngst aktiv wie passiv an Kommunalwahlen teilgenommen und haben ihren Platz in der Beratenden Versammlung (d.h. einer Art Parlament). Dieser Tage hat die Regierung Saudi-Arabiens die Schließung der König-Fahd-Akademie in Bonn verkündet (sie war in früheren Zeiten gelegentlich wegen fragwürdiger Lehrinhalte in die Kritik geraten). Da Deutschland über eines der weltweit besten Bildungssysteme verfüge und Saudi-Arabien davon lernen könne – so der saudische Botschafter -, sehe die Regierung in Riyadh keine Notwendigkeit mehr für eine saudische Schule in Deutschland. Insbesondere sei auch die „Ermächtigung der Frau“ Teil der „Vision 2030“, eines Programms tiefstgreifender Umgestaltung des Landes. Fast 15.000 Menschen haben in den letzten Tagen in Saudi-Arabien eine Petition unterschrieben, in der König Salman aufgefordert wird, das System der Vormundschaft über Frauen abzuschaffen. Saudischen Frauen solle das Recht gewährt werden, eigenständig Entscheidungen zu treffen und zu handeln – etwa in Sachen von Arbeit und Reisen -, ohne dazu die Zustimmung eines männlichen Vormunds einholen zu müssen.

Im Rahmen der Olympischen Spiele in Rio de Janeiro haben erstmals Athletinnen aus Saudi-Arabien teilgenommen. Ihre Delegation wurde von Rima Bint Bandar Al Sa'ud angeführt, der stellvertretenden Ministerin für Jugend und Frauensport. Und in Freiburg ehren wir heute Haifa al-Mansour, die erste Filmemacherin eines vollständig in Saudi-Arabien produzierten Spielfilms. Und auch noch eines kritischen.

Die Freiburger Kantstiftung hat mit der Verleihung des Kant-Weltbürger-Preises an Haifa al-Mansour und Ja'far Panahi ihrer Selbstverpflichtung entsprochen: der Förderung mutiger und unabhängiger, kritisch-aufklärender Öffentlichkeitsarbeit und Erziehung zum Schutz von Frieden, Menschenrechten, und Demokratie. Sie hat ein Zeichen gesetzt und kenntlich gemacht, wo *wir* stehen. Mehr können wir, sollten wir auch nicht tun. Die Gestaltung der Zukunft liegt in den Händen der Bürger Irans und Saudi-Arabiens. Sie selbst haben zu entscheiden, wie sich die Elemente der Aufklärung in Europa und die Linien ihrer eigenen Traditionen mit Blick auf die Zukunft in Beziehung setzen.

Mit der Verleihung des Kantpreises hat die Stiftung aber auch uns selbst hier im freien Deutschland ein Zeichen gesetzt und zugleich eine Verpflichtung auferlegt: Auf andere Gesellschaften und Kulturen mit Respekt, der Bereitschaft zur Differenzierung und der Abwehr von Klischees zu blicken. Erst so werden wir uns selbst zu Weltbürgertum ermächtigen.

Freiburg i.Br. am 1. Oktober 2016

Udo Steinbach

